

ker an und hören sie auf; Kinder und Greise sind possehaft und grausam." — „Woraus geht dieser beständige Wechsel, dieser Wahnsinn, diese Hast im Berföden hervor? Es fehlt das Gegengewicht gegen die menschlichen Thorheiten, die Religion." —

— Diesem tiefgefühlten Bedürfniß ist durch Daumer nun abgeholfen.* —
J. S.

Die Grenzblätter, Jg. I., I. Januar, I. Band, Heft 10, 1850

Die flämische Sprachbewegung und Hendrik Conscience.

England, Frankreich und Russland protegiren gern fremde Staaten, Deutschland protegiert fremde Literaturen. Unser jüngster Liebling war vor der Revolution das Blaementhum in Belgien. Die Stammverwandtschaft zwischen Flämändern und Deutschen gebot und gebietet noch jetzt, der Sprachbewegung in den beiden Flandern, Antwerpen und Brabant einen Blick der Aufmerksamkeit zu schenken, aber bei uns begann man damit, aus dem sanguinischsten Enthusiasmus dafür eine nationale Pflicht zu machen; was ein ehrlicher Deutscher sein wollte, prüfte nicht, sondern schwärzte, und es gab wenige Journale, die nicht, mit oder ohne Verständniß, fortwährend über die Eroberungen des Deutschthums in Belgien trompeteten und darauf schwarzrothgoldene Berge bauten. Ich spreche nicht von den Sachkundigen und Sprachforschern, wie Zallersleben u. A., sondern von den Tagespolitikern. Unter den Letztern hat Kuranda in dem Buch: „Belgien seit seiner Revolution“ den Stand der Dinge am richtigsten und feinsten beurtheilt, leider jedoch nicht ausführlich genug; unter den Enthusiasten blies Höffken in der Augsburger Allgemeinen Zeitung die lauteste Posaune; auf denselben Blättern, wo er seine Kreuzzüge gegen die Wälschen in Brüssel unternahm, turnirten damals zufällig Pulsky und Thun gegen einander, jener für die Hegemonie der Tschirosche, dieser für die der Drathenbinder: ein Vorspiel des magyaroslawischen Racen-krieges. Höffken ist jetzt in Wien und macht Propaganda für das Deutschthum in Oestreich, worin er von kaiserlichen Beamten und militärischen Standrichtern wifsam unterstützt wird. Die deutsche Cultur würde auch auf friedlicheren Wegen in Oestreich allmäßig vordringen; gegen den slavischen Osten war sie stets siegreich, gegen den romantischen Westen umgekehrt. In Oestreich lebt die deutsche Schriftsprache, auf dem Stockhaus, wenn man will, aber sie lebt doch und wird die einzige Führerin zur Bildung und Freiheit bleiben: in Belgien steht ein verkümmertes

* Das Reisetagebuch nach dem Orient, im Vergleich mit dem von Lamartine im nächsten Heft.

Plattdutsch einem vollkommen organisierten und freien Staatswesen gegenüber, welches französisch redet.

Genug, der Triumph der Flämänder wurde bei uns nationaler Glaubensartikel. Die Buchhändler „reflectirten“ auf die neue Fremdliteratur, und in Hendrik Conscience versprach ihnen ein fruchtbarer Scott, Cooper oder wenigstens James aufzuwachsen; ein Bändchen seiner frommen Novellen übersetzte der katholische Kirchenfürst Diepenbrock eigenhändig, seinen „Löwen von Flandern“ doltmetzte D. L. B. Wolff für die Webersche Handlung, und somit war die flämische Literatur von Deutschland offiziell anerkannt.

Conscience ist die größte literarische Berühmtheit der Flämänder; ein Blick auf seine Werke wird die Trieb- und Lebenskraft der flämischen Poesie kennen lehren. Man scheint sich jedoch über die politische Bedeutung des flämischen Idioms noch merkwürdige Täuschungen zu machen. Einige allgemeine Bemerkungen mögen deshalb der Kritik vorangehen. Das Flämische ist als VolksSprache im Osten und Norden Belgiens heimisch unaustrittbar, für die Bildung des Landes wird es aber weniger leisten, als man erwartet. Andererseits liegt im französischen Idiom nicht die leiseste Gefahr für die Unabhängigkeit und selbstständige Entwicklung Belgiens; der germanische Charakter des kleinen Zwischenstaates liegt überhaupt mehr in seinen Institutionen, als in seiner Sprache, so daß der französisch redende Brüsseler oder der wallonische Lütticher in vielen Fällen geneigter sein wird, sich an Deutschland anzulehnen, als der stockflämische Genter. Diese Behauptungen wollen wir motivieren.

Das Flämische unterscheidet sich vom Holländischen nur durch größere Armut und durch Mangel an Bildung. Von deutschen Mundarten ähnelt ihm am meisten das niederrheinische Platt. Es wird von über zwei Millionen Menschen, jedoch mit mancherlei Abweichungen, gesprochen, am reinsten in Antwerpen und Gent, — auch diese beiden Städte variieren und führten lange eine orthographische Fehde — am verdorbensten von der unteren Volksklasse in Brüssel. Selbst in ganz unverwüsteten Gegenden, wie in Antwerpen, Ost- und Westflandern, nimmt das Flämische keine viel höhere Stellung ein wie in unserem Norden das Platt; wenn das Gespräch der Gebildeten sich in höhere Regionen versteigt, fühlen sie sich bald gezwungen, Französisch zu reden, mag ihr Französisch auch nicht vom Feinsten sein. Die literarischen Bestrebungen des seligen Willem, die Gedichte von Van Duyse und der Ruhm von Hendrik Conscience haben darin bis jetzt nicht das Mindeste geändert, und doch dauert die Agitation seit mehr als sechzehn Jahren.

In der ersten Zeit nach der Loslösung von Holland war das Flämische sehr angesehen; die den neuen Staat organisierten, Advokaten, Journalisten und Priester, waren zum großen Theil unter Napoleon erzogen und in der Opposition gegen die Holländisierungsfucht des Königs der Niederlande aufgewachsen; außerdem gab es im Osten eine starke orangistische Partei und das Nationalgefühl,

welches der Vlaeme kannte, war ein Genter oder Antwerpener Localgefühl, während in Brüssel und im Wallonierland bereits das Wort „Belge“ zu Ehren kam. Die Überschwemmung aller Bureaus und Aemter durch französische Abenteurer und Industrieritter (Transquillons, Französlein) brachte indeß bald eine Reaction hervor, welche der vlaemischen Partei in so fern günstig war, daß man aufhörte, sie als orangistisch zu verdächtigen und zu fürchten. Eine Bürgschaft für die Loyalität ihrer Tendenzen war auch der Umstand, daß der Clerus, Hollands Todfeind, sie nur zu eifrig protegirte. Der Einfluß des Clerus ist eben so sehr ein Hemmschuh flämischer Culturentwicklung, wie der flämische Volkscharakter selbst. Das flämische Idiom würde sich ohne alle Agitation in seinem jetzigen Zustande erhalten durch die bloße vis inertiae, durch die zähe Langsamkeit und Trägheit des Flamänders, dem es nicht nur schwer und widerwärtig, sondern fast unmöglich wird, sich zu französischen; dasselbe platt- und stockdeutsche Naturell, welches ihn vor der Verwaltung schützt, erschwert auch dem flämischen Idiom, über seinen halbverrotteten Zustand hinauszukommen. Der Flamänder ist so ungermanisch, daß er von Nichts weniger wissen will als von seinen gebildeteren Stammverwandten. Diesen hartnäckigen und misstrauischen Particularismus hätschelt die katholische Geistlichkeit, in deren Händen sich der Volksunterricht befindet, ohne deren Empfehlung kein Buch gekauft wird. Sie betrachtet das Blaementhum lediglich als eine chinesische Mauer gegen französischen Unglauben, deutsche Philosophie und holländisches Reiterthum; es liegt ihr weniger daran, daß das Volk flämisch lerne, als daß es nicht französisch, nicht deutsch, nicht holländisch, nicht englisch, daß es wo möglich außer dem Katechismus gar Nichts lerne. Jetzt wird der Leser wohl begreifen, warum die flämischen Schriftsteller nicht daran denken können, ihre Sprache durch Übersetzungen aus dem Deutschen, Holländischen oder Englischen zu bereichern und zu bilden. Um aber aus eigenen Kräften ihre Sprache zu heben, müsten sie Genies sein, was ihnen nicht einfällt. Sie haben es noch nicht dahin gebracht, ein politisches Blättchen zu gründen, welches durch eingreifende Besprechung irgend einer Tagesfrage die Beachtung des Publikums und der französischen Zeitungen in Brüssel erzwingen könnte.

Ist die flämische Sprache vielleicht das einzige Vollwerk der belgischen Individualität? Die Ereignisse des Jahres 1848 haben das nicht gezeigt. In der Existenzfrage Belgien geben die politischen und materiellen Interessen den Ausfall. Auf ihre politische Selbstregierung, auf ihre treffliche Verfassung deuteten die französisch redenden Belgier eben so stolz wie die flämisch redenden; die Constitution wäre ein Fezen Papier geblieben ohne den ererbten Sinn für die Municipalfreiheit, und diese ist das eigentlich germanische Element des belgischen Staates, diese ist's, was ihm den Abscheu vor dem Aufgehn in Frankreich einflößt. Sämtliche Brüsseler Zeitungen sind französisch geschrieben und lieben den Nachdruck französischer Feuilletons, die Nachahmung französischer Eleganz, aber einstimmig versch-

ten sie seit dem 24. Februar die Unabhängigkeit ihrer constitutionellen Monarchie gegen die abenteuerliche Republik von Frankreich. Selbst geborene Franzosen, wie der Redacteur der „Indépendance belge,“ Mr. Perrot, haben sich in das gesunde politische Leben ihres Adoptivvaterlandes so eingelebt, daß sie im Stande sind, die französischen Staatsexperimente vom nationalbelgischen Standpunkt aus zu kritisiren. Jedenfalls wissen sie, daß eine andere Anschauung keine Sympathien bei ihrem Publikum finden würde. Der Triumph Belgiens über seine feste Haltung gegen die Republik ist zwar ein wohlfeiler, er gründet sich auf die Zahnlosigkeit und den abgestumpften Länderappetit der heutigen Franzosen; es hat einen hübschen Küstenstrich, und keine Kriegssflotte, es hat eine Armee von 100,000 Mann, welche schwerlich gegen die Colonnen eines Lamoricière Stand hielte, aber im Augenblick der Gefahr, wenn es gälte, Deutschland sich in die Arme zu werfen, da fragt es sich, ob dies die Brabanter und Lütticher mit weniger Widerstreben thun würden oder die Herren in Antwerpen und Gent.

Die materiellen Interessen Belgiens kommen der nationalen Begeisterung wenig zu Hilfe, denn schwer empfinden sie die prekäre Stellung des kleinen Staates. In Brabant schwärzte man eine Zeit lang für den Anschluß der katholischen Rheinlande an Belgien (!), die Wallonen liebäugelten mit Frankreich, nicht als Romanen von Geblüt, sondern als Kohlengrubenbesitzer *); dieselbe orangistische Partei in Flandern aber, welche die Losreißung von Holland beklagte und eine Restauration Oraniens in Brüssel, wegen des Handels nach den niederländischen Colonien, mit Freuden begrüßt hätte, hat sich dem Gedanken einer Vereinigung mit dem sitzenlosen Frankreich, ihrer käuferlosen Leinwand wegen, stets hold gezeigt, Conscience, Van Duyse, de Laet, Broederhand und dem ehrenwürdigen Schatten des seligen Wilhelms zum Trost.

Hendrik Conscience, den 3. December 1812 zu Antwerpen geboren, Sohn eines kleinen Spekulanten, brachte seine erste Jugend unter einer Bibliothek von Maculatur in großer Lesewuth zu, die spätere Zeit seines Knabenalters in vollständiger Einsamkeit auf dem Lande, entfernt von allem Verkehr mit Menschen, mutterlos, Monate lang auch ohne den wunderslichen Vater. Eine Stiefmutter und die Revolution von 1830 trieben ihn unter das belgische Militär, er diente

*) Im März des Jahres 1848 sagte ein Wallone zu mir: Ce cochon de Louis Philippe, il a bien mérité, d' être mis à la porte. Il n'a pas voulu de la Belgique. — Haben Sie denn die Franzosen so lieb, daß Sie ihm aus der Ablehnung der belgischen Krone ein Verbrechen machen? fragte ich. — Quoi, les Français? Je les déteste, mais nous aurions enfoncé la France avec nos charbons!!!

sechs Jahr, zuletzt als Sergeant; dann fing er an patriotische Geschichtsromane zu schreiben, und zwar in flämischer Sprache. Nach einem langen Kampf seines Talentes mit der Noth und dem Zweifel erhielt er das Amt eines Greffier bei der Academie der schönen Künste zu Antwerpen, wurde Professor an der Universität Gent, Lehrer der königlichen Kinder, Ritter, Mitglied gelehrter Gesellschaften u. s. w.

Die weiche Seele des Kindes war angefüllt worden mit einer Menge von Bildern, Anschauungen und unklaren Vorstellungen, alle reflectirt und künstlerisch zugerichtet, wie sie durch die Lectüre zu kommen pflegen. Das massenhafte Lesen ohne Wahl verkümmert Kindern immer die Originalität und Unmittelbarkeit des eigenen Empfindens, reizt aber die Phantasie übermäßig auf, und wenn nun, wie bei dem jungen Hendrik, auf eine solche Zeit der massenhaften Reception, Jahre der vollständigen Absonderung von Menschen und Büchern kommen, so darf man schwießen, daß die bereits frankhaft affizirte Seele in ein sinniges Brüten versinken werde, welches die umgebende Natur, Himmel und Erde mit einen beschränkten und deshalb gefährlichen Idealismus verklärt. Wenn Hendrik seinem Leben unter belletristischer Maculatur die erste Anregung zu literarischer Production verdankt, so wurzelt seine christlich fromme Stimmung, welche zu weichlich ist, um einem Mann zu gefallen, in den Jahren ungewönder Einsamkeit. Die derbe deutsche Anlage seines Stammes verhinderten, daß er unpraktisch würde, und die politische Begeisterung ließ den Sohn des Volkes einen Punkt finden, wo er seine poetischen Ideale auf patriotische Weise verwerten konnte. Er begeisterte sich für das freie Bürgerthum der Vlaemländer und für die eigene Sprache des kräftigen Volkes im Gegensatz zum französischen.

Es ist für Ausländer schwer über die beliebten Schriftsteller eines Stammes zu urtheilen, welcher aus Patriotismus eine verkümmerte Sprache cultivirt und ihr eine Literatur zu verschaffen sucht. Nicht deshalb, weil der Werth derartiger Leistungen fast immer viel geringer ist als ihr Ruf, sondern deshalb, weil ein Ausländer in der That ihr Verdienst und den Genuss, welchen sie ihren Mitbürgern verschaffen, nicht vollständig verstehen kann. Denn die Hauptthätigkeit solcher Schriftsteller pflegt zu sein, eine arme und verhältnismäßig ungefüige Sprache für den Ausdruck seinerer Empfindungen und höherer Interessen zurecht zu machen. Jede geschickte Wortbildung, jede glückliche Verbindung der Sätze, ja jeder neue Stoff, welchen sie in die Sprache einführen, bereitet ihnen und ihrem Publikum ein Behagen, und wird eine Froherung, an welcher das ganze Volk Theil nimmt. Wenn wir in russischen, ungarischen oder czechischen Dichtungen zumeist die Reminiscenzen aus fremder Literatur achselzuckend herausfühlen, so genießt der Zuhörer in ihnen mit Entzücken den Zuwachs an Feinheit und Geist, welchen die nationale Sprache gewonnen hat. — So verliert auch Conscience in's Deutsche über-

segt seinen Hauptreiz. Vor uns liegt sein „*Jakob von Artevelde*“*), welcher in einer hiesigen Buchhandlung erschienen ist, deren Verdienst in Verbreitung der stammverwandten Literatur mit Dank anerkannt werden muß. Es fehlt diesem Roman fast an Allem, was die deutsche Kritik lobend hervorheben könnte. Wir können kein Interesse an den Helden nehmen, denn ihre Idealisirung ist dürfzig. Überall entweder weißes Licht, oder schwarzer Schatten, die Ewighaften sind Rhetoriker, die Böswidder sind Intriquanten, nach der alten Schablone. Der Dichter versteht es nicht, die kleinen epischen Züge, durch welche die Figuren uns anschaulich und interessant werden, zu schildern, weil er sie nicht deutlich genug empfindet; wo er es versucht, ist er ungeschickt. Auch der Ton des Romans, die breite, rhetorische und doch an Detail arme Manier der Erzählung haben wir in Deutschland längst überwunden. Nur eines hat der Flämänder voraus, was allerdings seine Kunst noch nicht erhöht, er ist ein moderner Patriot. Es ist bei ihm fast immer das Treiben einer Commune, der enge Kreis einer tüchtigen Genossenschaft, aus welcher sich einige bedeutende Persönlichkeiten erheben, und die Interessen, um welche es sich handelt, sind einfach und leicht verständlich, weil sie großenteils noch jetzt bestehen. Leider weiß Conscience den guten Grund, welchen er hat, nicht zu benutzen, und mit dem Roland von Berlin unsers Willibald Alexis ist sein Jakob Artevelde gar nicht zu vergleichen.

Bedenkender ist er in seinen kleinen Novellen, wo er genrehaft Zustände des Volkes aus der Gegenwart schildert. Sind es doch auch diese Arbeiten, welche ihn in Deutschland bekannt gemacht haben. Nur muß man auch hier nicht zu viel erwarten. Alle seine Figuren sind in eine Sentimentalität getaucht, die sie künstlerisch unwahr macht und ein dauerndes Behagen nicht aufkommen läßt. Der Rekrut*) ist eine solche flämische Dorfgeschichte. Viel Nährung und Weichherzigkeit, eine bedeutsame Traumerscheinung der Mutter Gottes, und gute Menschen, welche für ihre Güte vom Himmel belohnt werden. Aber trotzdem ist die Erzählung das Product einer Dichterkat, keiner großen, umfangreichen, sondern einer liebenswürdigen, kleinen, warmherzigen Natur, welche sich Freunde erwerben wird auch unter den Ungläubigen, aber schwerlich geeignet ist, der schönen Literatur einer neuen Sprache Halt, Charakter und Richtung zu geben.

*) Der Rekrut. Aus dem Flämischen übersetzt von Philipp Gigot. Mit 4 Illustrationen von Dujardin. Brüssel. Leipzig, Kießling und Comp. 1850.

**) Jacob von Artevelde. Historischer Roman. Unter Mitwirkung des Verfassers, deutsch von O. L. B. Wolff. Leipzig, Carl B. Lort. 1849.